

Veronika Hoffmann | Fribourg

geb. 1974, Dr. theol., Professorin für Dogmatik
an der Universität Freiburg i. Ue.

veronika.hoffmann@unifr.ch



Zeugnis des Glaubens

Authentisch und unmittelbar?

Wir sind als Christen aufgerufen, von unserem Glauben Zeugnis zu geben. Das Bewusstsein ist gewachsen, dass das alle Christen betrifft, nicht nur solche, die dazu in der einen oder anderen Weise beauftragt sind. Darüber hinaus geschieht Zeugnisgabe zunehmend nicht nur als Verkündigung im Sinn von Predigt oder theologischer Bildung, sondern auch als Zeugnis eigener Erfahrungen im Glauben, nicht selten lebensverändernder Erfahrungen von Bekehrung oder Berufung.

Die Bedeutung des Zeugnisses

Es ist nicht überraschend, dass ein solches Zeugnis in der Gegenwart an Bedeutung gewinnt, lässt sich diese doch als ein „Zeitalter der Kontingenz“ charakterisieren. Das bedeutet unter anderem, dass sich die Handlungsmöglichkeiten des Individuums enorm vergrößert haben – mit durchaus ambivalenten Folgen.¹ Das macht, so erklärt der Identitätsforscher Jürgen Straub, „klare Orientierungen, feste Überzeugungen und tragfähige Bindungen zwar keineswegs unmöglich, aber doch voraussetzungsvoller und zugleich störungsanfälliger. Sie verlangen dem Einzelnen überdies mehr Eigenaktivität, Urteilskraft und Entschlusskraft ab.“² Das gilt auch für den Glauben. Es kann inzwischen geradezu als Binsenweisheit gelten, dass Glaube heute viel stärker als selbst angeeigneter, persönlicher ge-

1 Vgl. H. Joas, *Glaube als Option. Zukunftsmöglichkeiten des Christentums*. Freiburg i. Br. 2012, 121–128.

2 J. Straub, *Sich selbst erzählen – Identität bilden. Die bleibende Aktualität identitätstheoretischen Denkens: Eine persönliche Einführung*, in: ders., *Das erzählte Selbst Bd. 1: Historische und aktuelle Sondierungen autobiografischer Selbstartikulation* (Diskurse der Psychologie; Konturen einer interdisziplinären Theorie narrativer Identität: ausgewählte Schriften; 1). Gießen 2019, 13–53, hier 25.

lebt werden muss und sich weniger einfach in eine unbefragte Tradition stellen kann.³ Das heißt jedoch nicht, dass solche individuellen Aneignungs- und Erfahrungsprozesse in völliger Privatheit stattfänden, losgelöst von allem, was üblicherweise dem Glauben Halt und Stütze gab. Im Gegenteil dürfte es wohl so sein, dass gerade auch eine ganz individualisierte, persönliche Religiosität nicht ohne solche Stützen auskommt, jedoch in einer veränderten Form: nicht mehr als selbstverständlicher Rahmen oder normative Vorgabe, sondern als Angebot und Hilfestellung.⁴ Zu diesen Unterstützungen des je eigenen Glaubens kann auch das – wiederum betont persönliche – Glaubenszeugnis anderer gehören.

Einem solchen Zeugnis, in dem beispielsweise jemand von seiner Bekehrung berichtet, wird nicht selten eine besondere Stärke und Überzeugungskraft zugeschrieben, weil es seine Adressatinnen und Adressaten scheinbar unmittelbarer erreicht als andere Zeugnisformen. Im Blick beispielsweise auf die biblischen Texte wissen wir um die Notwendigkeit, sie mit einer angemessenen Hermeneutik wahrzunehmen, nicht zuletzt, weil sie aus einem anderen historischen, gesellschaftlichen und weltbildhaften Kontext stammen als dem unseren. Diese Differenz wird nicht selten als eine schmerzliche Fremdheit erlebt, die dazu führt, dass man sich der Heiligen Schrift auf mühsamen Wegen des Verstehens erst nähern muss. Über theologische Argumente kann man trefflich streiten, und kaum jemand wird heute behaupten wollen, er könne in unwiderlegbarer Weise die Wahrheit des christlichen Glaubens aufzeigen. Aber wer wollte jemandem widersprechen, der aus dem Innersten seines Herzens von der lebensverändernden Kraft einer Gotteserfahrung berichtet?

Wenn ein Zeugnis nicht „ankommt“ ...

Und doch kann es sein, dass ein solches Zeugnis nicht „ankommt“. Woran liegt das? Einer üblichen Vorstellung folgend könnte man vermuten: Wenn Glaubenskommunikation fehlerhaft ist, dann liegt es entweder am „Sender“ oder am „Empfänger“.⁵ Wenn der Fehler beim „Sender“ liegt, war dann sein Zeugnis nicht überzeugend, weil die eigene Erfahrung nicht stark genug war? Oder hat

3 Schon das viel zitierte Wort Karl Rahners über den Christen von morgen als Mystiker hatte genau diesen Zusammenhang im Blick: „der Fromme von morgen wird ein ‚Mystiker‘ sein, einer der etwas ‚erfahren‘ hat, oder er wird nicht mehr sein, weil die Frömmigkeit von morgen nicht mehr durch die im voraus zu einer personalen Erfahrung und Entscheidung einstimmige, selbstverständliche öffentliche Überzeugung und religiöse Sitte aller mitgetragen wird“: K. Rahner, *Frömmigkeit heute und morgen*, in: GuL 39 (1966), 335.

4 Vgl. V. Hoffmann, *Anders glauben. Über veränderte Bedingungen des Glaubens*, in: GuL 89 (2017), 272–280.

5 Schon kommunikationstheoretisch ist dieses Modell mindestens vereinfachend, was hier aber nicht eigens betrachtet werden muss, weil die entsprechende Kritik in den folgenden Überlegungen implizit mitenthalten ist.

er sich möglicherweise selbst nicht ausreichend von ihr prägen lassen? Ist er selbst nicht „überzeugt genug“, so dass sein Zeugnis nicht „wirksam“ wurde? Liegt das Problem hingegen beim „Empfänger“, war dieser vielleicht nicht bereit, sich zu öffnen? Wie sonst könnte es sein, dass er angesichts des Zeugnisses unberührt blieb – sich vielleicht sogar abgestoßen fühlte?

Solchen Fragen liegen meines Erachtens zwei miteinander zusammenhängende Missverständnisse zu Grunde, wie Bezeugung von Glaubenserfahrungen geschieht – und dahinter stehend, wie Gotteserfahrung geschieht. 1. Die Illusion der Authentizität: Ein Glaubenszeugnis, v. a. ein Zeugnis religiöser Erfahrung sei unbedingt authentisch und deswegen unbedingt überzeugend. 2. Die Illusion der Unmittelbarkeit: Ein solches Zeugnis wirke unmittelbar und es stamme seinerseits aus einer unmittelbaren Gottesbegegnung.

Die Illusion der Authentizität

Die enorme aktuelle Bedeutung von „Authentizität“ (bzw. ihrer Wahrnehmung) hängt zusammen mit dem oben knapp unter dem Stichwort „Zeitalter der Kontingenzen“ Markierten. Überzeugungen, Bindungen, Lebensstile etc. werden nicht nur wesentlich dem Individuum zugeschrieben, sie gelten auch als Ausdruck der eigenen Persönlichkeit, als „„authentischer‘ und ‚tiefer‘ [...] als alles, das durch lediglich übernommene Konventionen und Traditionen jemals hervorgebracht und vermittelt wurde.“⁶ Sie sind, so zumindest häufig Selbstwahrnehmung wie Fremdzuschreibung, zuinnerst mit unserer Identität verbunden und drücken diese aus.⁷ Das Missverständnis, das mit dieser Idee der Authentizität im Kontext religiöser Erfahrung und ihrer Bezeugung entstehen kann, lässt sich so beschreiben: Je „authentischer“ mein Zeugnis sei, je mehr es „aus mir“ komme und ich mich darin zum Ausdruck bringe, desto eher erreiche und berühre es andere. Noch etwas stärker in der klassischen Verkündigungssprache gesprochen, ist manchmal zu hören: „Nur Überzeugte können überzeugen!“ Im Sinn der Authentizitätsvorstellung könnte man hinzufügen: „Aber wirklich Überzeugte überzeugen eben auch!“

6 J. Straub, *Sich selbst erzählen*, 26 [s. Anm. 2]. Charles Taylor spricht von einer gegenwärtigen „Kultur der Authentizität“, vgl. C. Taylor, *Ein säkulares Zeitalter*. Frankfurt a. M. 2009, 788–842. Vgl. auch V. Hoffmann, *Sakramentalität unter dem Vorzeichen des religiösen Pluralismus*, in: LJ 65 (2015), 155–171.

7 Solche Zuschreibungen sind weder immer korrekt noch ist „Authentizität“ als ein ungebrochen positives Konzept zu betrachten. Für die sozialwissenschaftliche Perspektive vgl. dazu die bereits angegebene Literatur sowie K. Gabriel, *Religiöse Individualisierung und Authentizität*, in: A. Kreutzer, C. Niemand (Hrsg.), *Authentizität – Modewort, Leitbild, Konzept. Theologische und humanwissenschaftliche Erkundungen zu einer schillernden Kategorie* (Schriften der Katholischen Privat-Universität Linz; Band 1), Regensburg 2016, 117–132. Für die Rückfragen an das Authentizitätsideal aus theologischer Sicht siehe weiter unten.

Die Bedeutung der Form

Freilich reichen einige wenige Überlegungen aus, um zu zeigen, dass das schlicht nicht stimmt. Wenn man ganz simpel beginnen will: Wenn die, die das Glaubenszeugnis gibt, Portugiesisch spricht, kann es bei mir einfach deshalb nicht „ankommen“, weil ich kein Portugiesisch verstehe. Ich kann vielleicht an Körperhaltung, Gestik und Tonfall ablesen, dass sie von etwas berichtet, das sie sehr berührt hat. Vielleicht löst das bei mir eine ähnliche Resonanz aus, wie wenn jemand mich anlächelt und ich spontan zurücklächle. Aber ich komme nicht wirklich mit ihrem Zeugnis in Kontakt. Dieses triviale Beispiel dient nur als ein erster, allzu offensichtlicher Hinweis, dass auch die „authentischste“ Kommunikation nie einfach „von Herz zu Herz“ geht, sie verläuft immer über Vermittlungsgestalten wie zum Beispiel eine gemeinsame Sprache.

Wenn man „Sprache“ in einem weiteren Sinn als nur demjenigen von Fremd- oder Muttersprache nimmt, zeigen sich gleich weitere, weniger triviale Schwierigkeiten. Sprachliche Vermittlung geschieht, zumal im religiösen Bereich, auch über geprägte Sprachformen. Diese können für den einen völlig „authentisch“ sein: Er drückt mit ihrer Hilfe seine ganz persönliche Erfahrung aus. Für andere hingegen sind solche Formen möglicherweise nicht gefüllt oder sogar negativ belastet, beispielsweise weil sie aus einer geistlichen oder konfessionellen Tradition stammen, die ihnen fremd ist. Dass „Jesus sich am Kreuz für meine Sünden geopfert hat“, kann so den einen im Tiefsten erschüttern und seine Hingabe an Jesus vertiefen. Ein anderer hingegen mag von den Vorstellungen eines blutigen Opfers und einer stellvertretenden Todesstrafe abgestoßen werden.

Ich erinnere mich bis heute an das Zeugnis einer älteren Frau auf einer Veranstaltung einer neuen geistlichen Bewegung, die ich als Jugendliche besuchte. Ich habe mich über dieses Zeugnis leise mokiert, denn es bestand nur aus religiösen Floskeln. Für mein Empfinden war es vollkommen steril, es hatte überhaupt nichts Persönliches an sich – obwohl die Frau doch von ihrer persönlichen Gotteserfahrung berichten sollte. In Erinnerung geblieben ist mir die Szene deshalb, weil mich ein Bekannter, der neben mir stand, in für ihn ungewöhnlich scharfem Ton für meine Überheblichkeit zurechtwies. Denn das Zeugnis war durchaus echt und persönlich. Die aus einfachen Verhältnissen stammende Frau hatte nur im Unterschied zu mir, der sich leicht intellektuell gebenden Abiturientin, einfach kein anderes Vokabular zur Verfügung als das, was sie in ihrer religiösen Erziehung gelernt hatte.

Nun könnte man zugeben, in solchen Fällen stünden tatsächlich geprägte Formen dem „unvermittelten“ Ausdruck authentischer Glaubenserfahrung im Weg. Dieser stelle sich aber zumindest dann ein, wenn ein solches Zeugnis auch in seinem Ausdruck ganz individuell sei. Aber in Wirklichkeit kann auch gerade

das bei der anderen eine Blockade auslösen, zum Beispiel, weil sie sich fragt, ob meine ungewöhnliche Weise, von Gott zu sprechen, angemessen ist, oder auch einfach, weil sie mein „Stil“ stört.

Überzeugen: auch eine Frage der Technik

Das führt uns zu einem weiteren Aspekt: Etwas überzeugend „herüberzubringen“ ist faktisch auch eine schlichte Frage von Technik – wenngleich das in hehre Vorstellungen von authentischer Erfahrung und ihrer Kommunikation nicht so recht passen mag. Wer eine Predigtausbildung gemacht hat, kann ein Lied davon singen: Ein von einem selbst noch so tief empfundener Gedanke kommt bei den Hörerinnen und Hörern nicht an, wenn er nicht gut dargestellt wird. Deshalb ist zu wünschen, man würde sich weniger schnell ein Urteil darüber anmaßen, wie „geistlich“ beispielsweise ein Priester ist, je nachdem, wie er predigt oder zelebriert. Auch hier liegt das Fehlverständnis vor, man könnte die Qualität der persönlichen Gottesbeziehung eines anderen quasi direkt an seinem Verhalten ablesen. Was wir in Wirklichkeit wahrnehmen, ist die Reaktion, die die Predigt oder die Zelebration bei uns auslöst – und das hat eben nicht zuletzt auch mit „Technik“ (im weitesten Sinn) zu tun.

Diese fehlerhafte Gleichsetzung, die meint, wenn jemand sich „authentisch“ ausdrücke, käme es „unverfälscht“ und unbedingt überzeugend beim anderen an, mag einfach menschlich sein. Sie ist jedenfalls kein religiöser Sonderfall. Immerhin können wir auch sonst in Gefahr sein, schnell zu meinen, eine andere „sei“ so, wie wir sie erleben. Aber diese Fehleinschätzung kann zugleich auch verwundern, kennen wir doch eigentlich alle zur Genüge eindeutige Gegenerfahrungen, beispielsweise wenn wir einen Film schauen. Ein guter Schauspieler zeichnet sich gerade dadurch aus, dass wir ihm seine Rolle mit ihren Überzeugungen und Gefühlen abnehmen, obwohl wir genau wissen, dass es nur eine Rolle ist, die er professionell zu spielen gelernt hat.

Rückfragen an das Ideal der Authentizität

Zudem ist das Ideal der Authentizität selbst zu relativieren. Damit soll keineswegs die Bedeutung eines solchen persönlich angeeigneten Glaubens und der Aufmerksamkeit auf die individuellen Glaubenswege bestritten werden. Aber zum einen gilt von all unseren Gotteserfahrungen: Selbst wenn ich sie als etwas erlebe, das ich nicht „mache“, sondern das mich überkommt – als Anspruch, als Geschenk, als Widerfahrnis, demgegenüber ich zunächst passiv bin; und selbst wenn ich mich in meinem Zeugnis von dieser Erfahrung um die größte Bescheidenheit und „Durchsichtigkeit“ auf den hin bemühe, von dem ich Zeugnis geben will, so entkomme ich doch meinen eigenen psychischen Strukturen, meinen Charakterschwächen und den projektiven Anteilen meines Gottes-

bildes nicht.⁸ Zum anderen und in einem noch grundsätzlicheren Sinn weiß die geistliche Tradition darum, dass wir unsere Identität gar nicht voll „haben“ können, weil wir uns letztlich selbst entzogen sind. Wir leben beispielsweise mit Illusionen über uns selbst, die wir nicht aus bösem Willen nicht sehen wollen, sondern die wir zu sehen schlicht nicht in der Lage sind. Deshalb muss man mit Johann Baptist Metz sagen, dass im Letzten niemand von sich selbst wissen kann, „ob er ex corde glaubt oder bloß in facie zu glauben meint“⁹. Das meint nicht nur eine mögliche Ambivalenz unserer Glaubenserfahrung, sondern „die Verborgenheit und Bedrohtheit des Glaubens, die sich in unserer Glaubenserfahrung reflektiert, ist eine echt *ontologische* Verborgenheit und Bedrohtheit unserer gläubigen Existenz selbst“¹⁰. So ist das Streben nach Authentizität keineswegs zu verurteilen, aber die Erreichbarkeit völliger Authentizität ist eine Illusion, die uns daran hindern kann, solche Faktoren bei uns und bei anderen nüchtern einzurechnen.

Die Illusion der Unmittelbarkeit

Das zweite Missverständnis, dasjenige der Unmittelbarkeit, ist ein doppeltes. In seiner ersten Form ist es mit dem eben skizzierten Missverständnis der Authentizität verbunden und bezeichnet die Illusion, wir könnten unmittelbar, „von Herz zu Herz“ miteinander kommunizieren. Die zweite Form klang am Ende der vorigen Überlegungen bereits an und betrifft die Gotteserfahrung selbst, die als eine unmittelbare erlebt werden kann, es aber nie ist. In der Regel sind recht offensichtlich „Medien“ involviert: Ich erfahre Gott beispielsweise in der Natur, durch einen anderen Menschen, in der Schriftbetrachtung oder in einem Gottesdienst. Freilich kann man diese Medien kritisch beäugen: War es vielleicht „nichts als“ ein beeindruckender Sonnenaufgang oder die gute Musik im Lobpreisgottesdienst?

Es gehört zur Unterscheidung der Geister, derartige Rückfragen zu stellen. Dass solche Rückfragen die Wege bewusst machen, auf denen uns Gotteserfahrungen erreichen, mag aber auch zur Vorstellung beitragen, je weniger (oder je weniger sichtbar) solche Vermittlungen notwendig seien, desto „reiner“ sei eine Gotteserfahrung: eben echter, authentischer, unmittelbarer. Ist es nicht beson-

8 Vgl. zur Hinterfragbarkeit auch ganz „authentischer“ Zeugnisse durch eine „Hermeneutik des Verdachts“ J. Werbick, *Glaubensgewissheit: von der Anfechtung heimgesucht. Oder doch vom Zweifel?*, in: V. Hoffmann (Hrsg.), *Nachdenken über den Zweifel. Theologische Perspektiven*. Ostfildern 2017, 109–126, hier 121f.

9 J. B. Metz, *Der Unglaube als theologisches Problem*, in: Conc(D) 1 (1965), 484–492, hier 487.

10 Ebd., 487. Vgl. zu dieser Figur des *simul fidelis et infidelis* auch K. Rahner, *Art. Unglaube*, in: SM Bd. 4, 1969, 1062–1068, hier 1064f.; S. Peng-Keller, *Alte Passionen im neuen Leben. Postbaptismale Konkupiszenz als ökumenisches Problem und theologische Aufgabe*. Freiburg u. a. 2011, 528–532.

ders beeindruckend, wenn eine Bekehrung quasi „aus dem Nichts“ geschieht, ohne dass es eine wahrnehmbare Entwicklung zu ihr hin gegeben hätte? Ist es nicht ein besonderes Geschenk, wenn der göttliche Trost in einem Moment kommt, wo nichts ihn „erwartbar“ machte – das Wetter ist trüb, die Liturgie ungepflegt, der Schrifttext sperrig und niemand sagt mir ein tröstendes Wort?

Dass hier ein Hinweis auf die *Echtheit* einer solchen Erfahrung liegen kann, ist nicht zu bestreiten. Aber ist sie „besser“ als eine echte „vermittelte“ Erfahrung? Und vor allem: Ist sie wirklich so unmittelbar, wie sie scheint? Auch bei solchen Erfahrungen wird gelten: Wenn Gott uns berührt, dann nie an unserer Aufnahmefähigkeit vorbei. Das heißt: nicht ohne, sondern *in* unseren psychischen Strukturen, Kindheitsprägungen, Verstehensmöglichkeiten und -grenzen, in unseren Gottesbildern mit ihren unvermeidbaren projektiven Anteilen.¹¹

Die Sehnsucht nach Unmittelbarkeit ist verständlich, weil sie Gewissheit zu verbürgen scheint. Aber zum einen ist das auch ihre Versuchung: als könnte man Gottes doch „habhaft“ werden (und ihn dann im Zeugnis „weitertransportieren“). Zum anderen widerspricht sie meines Erachtens einer Grundstruktur des Christlichen, die man „inkarnatorisch“ oder „sakramental“ nennen könnte. Gott begegnet in der gesamten Heilsgeschichte *immer* vermittelt: im Wort der Propheten und der Tora, in den Sakramenten der Kirche, in seiner Schöpfung, im notleidenden Nächsten und zuhächst natürlich in Jesus Christus. Dieser ist gerade nicht das „Ende“ der Vermittlung, sozusagen „Gott direkt und in Reinform“, sondern ihre „Vollendung“: *ganz Gott und ganz Mensch*. Gott, wenn er uns zuhächst nahe kommen will, tut das gerade *als Mensch*, in einer konkreten Gestalt an einem konkreten Ort in der Geschichte. Damit wird auch deutlich, dass diese vermittelte Gestalt des Verhältnisses von Gott und Mensch nicht eine höchstens „zweitbeste“ ist, die idealerweise durch eine unmittelbare zu überwinden wäre. Sie ist vielmehr essenziell.¹²

11 Dieser Gedanke ist natürlich alles andere als neu, sondern in der theologischen und geistlichen Tradition vielfach betont worden. Offensichtlich ist aber die Sehnsucht nach und die Illusion einer völlig unmittelbaren Gottesbegegnung so stark, dass er auch immer wieder betont werden muss. Vgl. z. B. E. Kunz, *Wie kann Gott vom Glaubenden erfahren werden?*, in: GuL 42 (1969), 421–431. Auch die Warnung, subjektiv besonders eindrückliche oder außergewöhnliche Gestalten von Gottesbegegnung in ihrer Bedeutung nicht zu überschätzen, ist in der geistlichen Tradition immer wieder gerade von solchen ausgesprochen worden, die solche Erfahrungen gemacht haben, z. B. von Johannes vom Kreuz. Vgl. Johannes vom Kreuz, *Die Dunkle Nacht*. Vollständige Neuübersetzung, hrsg. und übers. v. U. Dobhan, E. Hense, E. Peeters (Sämtliche Werke 1). Freiburg i. Br. 41999, insb. die hilfreiche Einführung v. U. Dobhan und R. Körner, a.a.O. 11–18.

12 Vgl. V. Hoffmann, *Sakramentalität. Das Verhältnis von Gottes Wirklichkeit und der Wirklichkeit der Welt denken*, in: M. Gruber, W. Dürr, K. Pinggéra, N. Matter (Hrsg.), *Erneuerung als Gabe und Aufgabe. Beiträge zur Zukunft von Theologie und Kirche. FS für Joachim Negel zum 60. Geburtstag* (Glaube und Gesellschaft; 11). Münster 2022, 215–227.

Bescheidenheit und Unterscheidung

Was könnten diese Überlegungen für das Verständnis von Gotteserfahrungen und dem Zeugnis von ihnen bedeuten – dem gegebenen und dem empfangenen?

1. Gotteserfahrungen und ihre persönliche Bezeugung sind heute vielleicht von größerer Bedeutung denn je. Sozial tragende religiöse Milieus sind weggebrochen, Glaube ist zu einer Lebensoption unter mehreren geworden. Wir sind mehr als früher aufgefordert, uns unseren Glauben ganz persönlich zu eigen zu machen und ihn so auch nach außen zu vertreten. Hier ist die Kommunikation von persönlichen Erfahrungen eine wichtige Stütze.
2. Zugleich sind die Warnungen vor einer Überschätzung solcher Erfahrungen, die in der geistlichen Überlieferung vielfach begegnen, nicht aus der Luft gegriffen. Weder ist Glaube mit erlebtem oder gefühltem Glauben identisch, noch ist Gott in solchen Erfahrungen unmittelbar gegenwärtig. Nüchtern ist auch mit psychischen, gruppendynamischen etc. Faktoren zu rechnen, die bei der eigenen Erfahrung ebenso wie bei ihrer Bezeugung eine Rolle spielen und sie sowohl unterstützen als auch behindern oder verzerren können. Gott begegnet uns immer *in* diesen Kontexten, nie an ihnen vorbei.
3. Spätestens wenn aus solchen Erfahrungen Entscheidungen folgen sollen oder wenn von ihnen Zeugnis gegeben werden soll, ist deshalb geistliche Unterscheidung gefordert.
4. Ein solches Zeugnis muss nüchtern damit rechnen, dass es einige Angesprochene erreichen wird, andere nicht, und das aus einer Reihe von Gründen, auch, aber nicht nur wegen seiner Unzulänglichkeit.
5. Wem ein solches Zeugnis gegeben wird, der darf einerseits seinen inneren Reaktionen trauen: Was mich nicht berührt, passt vermutlich einfach nicht für mich.
6. Andererseits lassen sich aus diesen inneren Reaktionen keine direkten „objektiven“ Bewertungen folgern. Dass mich ein Zeugnis nicht anspricht, muss durchaus nicht bedeuten, dass es nicht „authentisch“ wäre.

Glaubenszeugnisse, je persönlicher sie sind, fordern behutsamen Umgang und Respekt, schließen aber eine nüchterne Wahrnehmung und kritische Fragen nicht aus – das gilt für die, die das Zeugnis empfangen, wie für die, die es geben.